Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1920)

Heft: 7

Artikel: Die Puschlaver im Ausland in älterer und neuerer Zeit bis zum Jahre 1893 [Fortsetzung]

Autor: Vasella, Johannes

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-396185

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chur Juli 1920 Nr. 7

BÜNDNERISCHES
MONATSBLATT
ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

ERSCHEINT MITTE JEDEN MONATS.

Die Puschlaver im Ausland in älterer und neuerer Zeit bis zum Jahre 1893.

Von Kanonikus Johannes Vasella, Chur.

4. Nach Italien.[10]

Schon zu den Zeiten der Republik Venedig hatten die Puschlaver, wie oben erwähnt wurde, in mehreren Städten der Serenissima Likör- und Zuckerwarengeschäfte errichtet. Später hatten sie sich auf den Handel mit Droguen und Kolonialwaren verlegt, waren dann auch nach Osten vorgedrungen und hatten in Triest und sogar in Dalmatien Geschäftsniederlagen gegründet. Von dort waren sie nach Mittelitalien herübergekommen, wo sie teils auf eigene Rechnung, teils gemeinsam mit Engadinern, zahlreiche neue Geschäfte eröffnet hatten. Modena, Reggio d'Emilia, Livorno sind vielen Puschlavern, die dort ihre ersten Jugendjahre verbracht haben, wohlbekannte Städte. Selten jedoch drang einer aus geschäftlichen Gründen weiter als bis nach Toscana vor. Rom war bloß jenen aus unmittelbarer Erfahrung bekannt, die in der päpstlichen Schweizergarde gedient hatten, und noch gegen 1820 hätte sich wohl niemand träumen lassen, daß die ewige Stadt innert wenigen Jahren mehr Puschlaver hinter ihren Mauern beherbergen würde als der ganze Weiler Prada im Puschlavertal.

[10] Nach Mitteilungen des Herrn Pietro Lardi fu Gius., geb. den 14. Sept. 1822, † den 14. Sept. 1900.

Diesmal waren es die Veltliner, die den Puschlavern das neue Arbeitsfeld erschlossen. Zur Zeit, da das Veltlin unter die Botmäßigkeit Österreichs gefallen war, verließen zahlreiche junge Leute jenes Tales ihre Heimat, um sich dem verhaßten Waffendienste zu entziehen.

Bekanntlich war damals der Militärdienst in Österreich sehr hart. Kaum hatten die jungen Männer das zwanzigste Altersjahr erreicht, so wurden sie, wenn ihr Los auf eine Unglücksnummer fiel, mitten aus ihrer Familie herausgerissen, nach entlegenen Landteilen, wie nach Galizien, Böhmen, gebracht und dort dem schärfsten Drill unterworfen. Wie oft mußten diese Unglücklichen den schmerzvollen Szenen des „Bank heraus" beiwohnen und die Wirkungen des berüchtigten „Baston tedesco" an sich erfahren! Kein Wunder, wenn daher die armen Jungen durch ein freiwilliges Exil diesen sonderbaren Liebkosungen zu entkommen suchten! Viele von ihnen zogen in den Kirchenstaat hinunter, wo sie keine solchen Plackereien zu befürchten hatten. Sie verdienten sich dort ihr Brot teils als Portiers, teils als Facchini. Einige hatten sich mit Erfolg auf die Bäckerkunst verlegt und waren zu ansehnlichem Vermögen gelangt. Es genügt, die Grazioli zu erwähnen, die heute zu den angesehensten Familien Roms gezählt werden.

Als gegen 1825 Jakob Raselli, Sohn des Thomas, von Spinadaccio, nach Pollaggio oberhalb Berbenno hinunterzog, um das Handwerk Sankt Krispins auszuüben, begegnete er einigen jungen Leuten aus jener Gegend, die mit ihrer auffallenden Kleidung und durch reichliches Geldausgeben groß taten. Raselli trat beherzt zu einem der Burschen hin und fragte ihn: „Woher kommt ihr?" — „Von Rom!" war die Antwort. — „Und welches Geschäft betreibt ihr dort, wenn es erlaubt ist zu fragen?" — „Wir sind Getreidehändler", erwiderte dieser. — „Und habt ihr damit Moneten gemacht?" forschte Raselli weiter. — „Ei, so schlecht steht's nicht; man bringt sich redlich durch, und der Geldbeutel bekommt dort die Schwindsucht nicht so leicht wie hier im Land", entgegnete der Gefragte. Raselli wurde nachdenklich. Rom, die heilige Stadt, wollte nicht mehr aus seinem Schädel heraus, und die Ahle ward ihm, je länger je mehr, zum Überdruß. Schließlich trat er zu einem der Jungen hin und bat ihn, er möge ihn nach Rom mitnehmen. Der

Bursche willigte ein, und wenige Monate hernach befand sich Raselli in Rom. Anfangs schlug er sich kümmerlich durch, bald aber konnte er festen Fuß fassen und eröffnete eine Mehlhandlung in der Via Borgo Nuovo Nr. 72. Dank seiner unermüdlichen Tätigkeit und Sparsamkeit kam das Geschäft rasch auf, und bald war Hilfe nötig. Raselli ließ seinen Bruder Josef sowie später auch seinen Freund Franz Lacqua kommen. Als er dann ein hübsches Sümmchen vorgemacht hatte, sicherte er sich das Geschäftslokal vermittelst eines Vertrages und eröffnete eine Bäckerei in der Via del Mascherino Nr. 6.

Anno 1836 brach in Rom die Cholera aus und forderte zahlreiche Opfer. Die beiden Brüder trafen ein Übereinkommen, wonach sie sich gegenseitig das Vermögen, das sie in Rom besaßen, vermachten für den Fall, daß einer von ihnen der gefürchteten Krankheit erliegen sollte. Der Vertrag war nicht umsonst gemacht worden. Jakob starb wenige Tage später, und Josef Raselli wurde Inhaber beider Geschäfte. Als die Epidemie erloschen war, nahmen die Geschäfte den gewohnten Betrieb wieder auf und Josef, der Hilfe benötigte, zog weitere Landsleute zur Mitarbeit nach Rom. Die Wahl fiel auf Peter Lardi und Stefan Raselli.

Wie man Anno dazumal reiste, zeigen die Reiseabenteuer, welche den bereits erwähnten Raselli und Lardi auf ihrer Romfahrt zustießen.

Gegen Mitte März des Jahres 1838 waren die beiden von Poschiavo aufgebrochen und hatten sich auf St. Franziskus' Rossen bis Pollaggio, oberhalb Berbenno, bringen lassen. Dort mußten sie wohl acht Tage lang auf den Führer, der sie auf der schwierigen Fahrt geleiten sollte, warten. Hierauf zogen sie nach Colico weiter. Das Dampfschiff, das den Seeverkehr besorgte, fuhr damals nur von Como nach Domaso und zurück, und die Reisenden waren allem möglichen Ungemach ausgesetzt. Zudem hatte sich in Colico eine Art Ausbeutergesellschaft zusammengetan, die diese Mißverhältnisse zum Schaden der unerfahrenen Reisenden sich zu Nutze machte.

Den frisch angekommenen Reisenden stellte sich ein Fährmann vor. Nachdem er jene von der Fußsohle bis zum Scheitel gemustert und als Neulinge erkannt hatte, fragte er höflich: „Wohin gedenken mit Verlaub diese Herren zu reisen?" —

„Nach Domaso, um das Dampfschiff nach Como zu besteigen.“ — „Wozu ein Dampfschiff?... Folgen Sie mir, und ich führe Sie auf dem Boote bis Como, und Sie werden sehen, daß Sie vor dem Dampfer dort sind“, entgegnete der Fährmann mit sicherer Stimme. Die Puschlaver hätten zwar die Fahrt lieber auf dem Dampfer gemacht, aber auf das so schmeichlerische Angebot des wackeren Schiffers hin änderten sie ihren Plan. Sie erkundigten sich also nochmals: „Aber könnt Ihr uns denn bestimmt versichern, daß wir vor dem Dampfer in Como ankommen?“ — „Auf mein Ehrenwort, meine Herren, Sie werden gut bedient sein“, erwiderte dieser. Darauf wurden die Bedingungen vereinbart, und nachdem die Puschlaver das Fahrgeld hingelegt, bestiegen sie das Boot.

Als sie nahe an Domaso vorbeifuhren, gewahrten sie, wie der fauchende Dampfer auf den offenen See hinausfuhr; sie verglichen die Schnelligkeit des Dampfers mit der ihres Schiffleins und erst jetzt begannen sie an eine Hinterlist zu denken. Bald überschütteten sie den Fährmann mit Fragen und legten ihm ihre Zweifel vor. Dieser jedoch antwortete gelassen: „Verlassen Sie sich auf mein Ehrenwort, und Sie werden sehen, wie ich mein Versprechen halte.“ Als der Dampfer nicht mehr in Sicht war, führte der „Ehrenmann“ die Reisenden ans Land und sprach kurzerhand zu ihnen: „Meine Herren, hier geht der Weg nach Como; wenn Sie vor dem Dampfer dort sein wollen, beeilen Sie sich, ich fahre nicht weiter!“ — Weder Drohungen noch Bitten vermochten etwas auszurichten; der Fährmann kehrte nach Colico zurück, vergnügt und zufrieden, die Reisenden geschröpft zu haben.

Als der erste Schreck überstanden war, zogen die arg begaunerten Reisenden das Seeufer entlang zu Fuß nach Como. Erst bei hereinbrechender Nacht erreichten sie Villa d'Este, nicht weit von Como.

Die Reise von Como nach Mailand und von dort nach Bologna ging auf einem Wagen glücklich von statten und hatte vier Tage in Anspruch genommen. Die Strecke von Bologna nach Rom beanspruchte nicht weniger als neun Tage. Straßen gab es keine, Reittiere gehörten zum Luxus, Wirtschaften und Gasthäuser fanden sich nur in Städten und größeren Ortschaften. Daher waren die guten Wandersleute des öftern genötigt,

die Reise auf Schusters Rappen, zum Teil auf ungangbaren Wegen, unter zahllosen Schwierigkeiten und Entbehrungen auszuführen.

Nach 22 Tagen, nicht eingerechnet die acht Tage, die sie in Pollaggio versäumt hatten, kamen sie endlich in Rom an: 22 Tage für eine Reise, die man heutzutage in 22 Stunden ausführt!

In Rom angekommen, warfen sie sich mit unentwegtem Eifer und eiserner Energie auf ihr Gewerbe. Bald vermochten sie nicht nur sich selber, sondern auch noch vielen ihrer Landsleute zu Arbeit und Verdienst und einem sicheren Fortkommen zu verhelfen.

Die nach Rom ausgewanderten Puschlaver gaben sich zum Unterschied von den anderswohin ansgewanderten dem Getreidehandel hin. Sie errichteten weder Zuckerbäckereien noch Kaffeewirtschaften, wohl aber Brotläden und Bäckereien.

Während der Kaffeewirt und Likörhändler nach getaner Arbeit ruhig und sorglos auf den Kunden wartet, gleich der Spinne, die in ihrem Netze auf Fliegen lauert, um über sie herzufallen und sie auszusaugen, werfen sich diese mutig auf den Handel und setzen sich so dem Risiko des Großkaufmanns aus, der oft rasche und unvermutete Gewinne erzielt, anderseits aber mit ebenso unvorhergesehenen und plötzlich eintretenden Verlusten zu rechnen hat. Zudem ist diese Art von Lebenserwerb noch einem andern Risiko ausgesetzt.

Wenn die Kaffeewirte, Zuckerbäcker und Likörhändler es mit dem wohlhabenden Teil der Bevölkerung zu tun haben und wenn „Verkaufen" soviel wie „Einnehmen" bedeutet, so müssen die Brotverkäufer ihr Guthaben oft von Arbeitern und Taglöhnern einfordern, die wohl einen ehrlichen Hunger, nicht aber einen gespickten Geldbeutel besitzen. Das Eintreiben des Guthabens ist dann eine schwierige und oft gefährliche Arbeit. Wenn der Bäcker sein Guthaben einfordert, geschieht es mitunter, daß der zahlungsunfähige Schuldner nach einem kurzen, hitzigen Wortgefecht zum Messer greift und dem andern mit drohender Miene zu verstehen gibt, daß jeder weitere Versuch Blut koste. Hat der Schuldeintreiber den Mut, gerichtlich vorzugehen, so kann er sich gefaßt machen auf gewisse unfeine Komplimente und noch Schlimmeres.

Diese nachteilige Seite des Bäckerberufes brachte jedoch das Gute mit sich, daß die Puschlaver Händler vorsichtiger und gewitzigter wurden und daß ihr Geschäftseifer und ihre Arbeitslust beständig angespornt und gesteigert wurden.

Gegen 1870 zogen andere Puschlaver nach Rom, die sich auf den Likör- und Kolonialwarenhandel verlegten. Sie hatten ihre Lehrzeit in den Geschäften von Livorno und andern Städten Mittelitaliens gemacht und taten sich nun in Genossenschaften zusammen. Sie errichteten Geschäfte in Terni, Arezzo, Rom und drangen bis in die Abruzzen vor.

So nahm die Auswanderung nach Italien den größten Umfang an, und heute noch zieht Italien den Großteil der Auswanderer Puschlavs an sich. In Rom allein zählt man an die 50 Geschäfte, die in Händen von Puschlavern sind, so daß man nicht weit von der Wirklichkeit entfernt ist, wenn man die Zahl der dort wohnhaften Puschlaver auf 300 schätzt. Die in den letzten 30 Jahren für Italien gelösten Pässe erreichen die Zahl von 476.

5. Nach Amerika.[11]

Gegen 1830 zogen die ersten Puschlaver nach Amerika. Die Auswanderung dorthin entwickelte sich zwar mächtig, war aber arm an Erfolg. Eigentlichen Wohlstand haben nur wenige aus Amerika herübergebracht. Selbst die vielen Puschlaver, die sich heute noch in Argentinien, in Uruguay, in Peru und überhaupt in ganz Südamerika aufhalten, berichten kaum etwas Ermutigendes. Die „Glücksbriefe", wie sie Puschlaverbauern zu nennen pflegen, kommen meist von Nordamerika. Doch waren die Goldminen von Kalifornien für unsere Puschlaver Minen des Elends. Die Ursachen des Mißerfolges lagen teils in der Unbeständigkeit und Ohnmacht der damaligen Regierungen, teils im Mangel an treuer und zuverlässiger Kundschaft, teils in der Eigenart der dortigen Einwohner, die sich nur zu häufig aus durchtriebenem und äußerst verwegenem Gesindel zusammensetzten.

Der erste Puschlaver, der sich in jene Länder wagte, war Josef Matossi, aber von ihm ist kaum je etwas bekannt ge-

[11] Nach Mitteilungen des Herrn Carlo Crameri, geb. 1820, † 1915 Bruder des Peter Crameri, von dem hier die Rede ist.

worden. Nach kurzem Zeitabstand folgte ihm Peter Crameri, dessen Leben eine Kette von bunten Abenteuern ist und reichlichen Stoff zu einem Roman bieten würde.

Noch sehr jung, zog er zu Lorenz Matossi nach Bilbao. Dieser hatte seine Freude an dem mutvollen und gewandten Handeln Crameris, gewann ihn lieb, nahm ihn in sein Haus auf und ließ ihn die Schule besuchen. Als aber Crameri später den Horizont seiner Kenntnisse erweitert hatte, wollte es ihm in der Zuckerbäckerei, wo er angestellt war, nicht mehr behagen. Er glaubte sich zu Großem berufen, und die engen Geschäftsräume beraubten seinen unternehmenden Geist jeglicher Bewegungsfreiheit. Seine freie Zeit nach beendigter Tagesarbeit brachte Crameri auf dem Hafenplatz zu, wo er der Ankunft und Abfahrt der überseeischen Schiffe zusah, sich mit den Matrosen unterhielt und sich über die fernen Länder Amerikas, ihre Geschichte und hauptsächlich über ihren Handel erkundigte. Allmählich reifte in ihm der Entschluß, sein Glück in Amerika zu versuchen. Bald hatte er für seinen Plan noch einen Landsmann, einen gewissen Tognina von Brusio, gewonnen. Eines Abends trat Crameri vor seinen Meister hin und sagte kurz zu ihm: „Meister, ich möchte Sie bitten, meine Sachen heute noch ins reine zu bringen; denn morgen gedenke ich nach Amerika abzureisen." — „Wie," frug Matossi erstaunt, „hast du vielleicht Ursache, dich über uns zu beklagen?" — „Durchaus nicht", entgegnete Crameri, „aber ich fühle in mir einen mächtigen Drang, mein Glück in der neuen Welt zu versuchen."

Tags darauf schifften sich Crameri und Tognina nach Amerika ein. Die Überfahrt ging anfangs glücklich von statten. Als jedoch die Insel Kuba in Sicht war, erhob sich ein wütender Sturm, das Schiff strandete und sank. Tognina kam elendiglich um; Crameri klammerte sich an eine schwimmende Planke und war mehrere Stunden dem wilden Spiele der Wellen ausgesetzt; doch schließlich konnte er landen; er war gerettet. Aller Mittel bar, allen Leuten fremd und unbekannt, begriff er das Furchtbare seiner Lage; aber dank seines unbesieglichen Mutes vermochte er sich nicht nur aus der Klemme zu ziehen, sondern er verstand es sogar, sich einen kleinen Geldvorrat zusammenzusparen. Nun wandte er sich schriftlich um Hilfe und Rat an Josef Matossi, den Bruder des Lorenz, der ihm früher

einmal in Bilbao gastliche Aufnahme und Beistand gewährt hatte. Dieser antwortete ihm von Yucatan aus, wo er sich zu jener Zeit befand, und versprach ihm, sein Möglichstes zu tun, um ihm zu Arbeit und Verdienst zu verhelfen. Voll Zuversicht reiste Crameri darauf nach Yucatan ab. Dort fand er durch Vermittlung Matossis rasche Anstellung in einem Geschäfte von Merida. Da Crameri eines angenehmen Äußern und gefälligen Umganges und überdies sprachgewandt war, gelang es ihm bald, mit der Tochter eines ausgewanderten Genuesen, der zu den Ersten des Landes zählte, Bekanntschaft zu schließen. Nach deren Heirat machte er sich selbständig, indem er auf eigene Rechnung ein Geschäft eröffnete.

Inzwischen war Krieg ausgebrochen. Als umsichtiger und gewandter Geschäftsmann warf Crameri sich auf einen Erwerbszweig, der in den damaligen Zeiten ebenso einträglich wie gefährlich war: er wurde Waffenhändler. Das Glück war ihm hold. Da er nun über reichliche Geldmittel verfügte, begann er mit versunkenen oder doch als verloren betrachteten Schiffen zu spekulieren. Auf den Meerhafenplätzen war es nämlich Brauch, ein Schiff samt seiner Ladung zu versteigern, wenn seine Ankunft lange Zeit vergebens erwartet worden war und es für verloren galt. Der Käufer setzte sich so dem Risiko aus, entweder Tausende und Tausende von Franken zu verlieren, oder er wurde mit einem Schlage ein steinreicher Mann. Crameri hatte Glück und sein Vermögen wuchs.

Im Jahre 1844, zehn Jahre nachdem Crameri Bilbao verlassen hatte, hielt er die Zeit für gekommen, in der Heimat etwas von sich hören zu lassen. Er schrieb also an seinen früheren Meister in Bilbao. In diesem Brief entschuldigte er sein langes Stillschweigen mit der Erklärung, er habe sich bei seiner Abreise von Bilbao vorgenommen, nicht eher etwas von sich verlauten zu lassen, als er sich eine sichere Lebensstellung errungen hätte. Dann schilderte er sein Abenteuerleben und erkundigte sich nach seinen Verwandten. Als er erfuhr, daß seine greise Mutter noch lebe und seine Schwester in Armut darbe, ließ er beiden je fünf Franken täglich zukommen und übernahm die Erziehungskosten eines seiner Neffen.

So abenteuervoll das Leben Crameris war, so tragisch war sein Ende. Als er sich einst geschäftshalber nach Mexiko be-

geben mußte, machte er sein Testament, wohl im Vorgefühl, nicht mehr in sein teures Merida zurückkehren und seine geliebte Gemahlin wiedersehen zu können. Und wie sollte sich jene düstere Vorahnung erfüllen! Während er bei einem heiteren Mahle im fröhlichen Kreise seiner Freunde saß, wurde ihm heimlich ein scharfes Gift verabreicht, an dessen Folgen er starb. Zwei Jahre darauf folgte ihm seine Gattin Antonie im Tode nach.

Später schifften sich wieder zahlreiche Puschlaver nach Amerika ein; doch wanderten diese aus, ohne vorher ein bestimmtes Ziel ins Auge zu fassen oder sich einen genaueren Plan zurechtzulegen. Man versuchte sich in allen möglichen Berufen, durchreiste alle Staaten jenes weiten Festlandes, immer mit gleichem Mißerfolg.

Von den 200 Puschlavern, die nach den Ländern der Neuen Welt auswanderten, kehrten nur wenige mit einem Vermögen, das ihnen ein sorgloses Dasein gewährleistete, in ihre Heimat zurück.

6. Nach Australien.[12]

Die Auswanderung nach Australien muß nach unserem Dafürhalten als die für das Puschlavertal segensreichste bezeichnet werden. Um 1850 herum kamen im Puschlav die ersten Nachrichten über Australien in Umlauf. Das Gerücht schilderte es als das reiche Goldland, als das Land der Riesengewinne. Briefe, welche Tessiner Maurer, die im Puschlav arbeiteten, erhielten, bestätigten die ausgestreuten Gerüchte. Den glänzenden, verlockenden Berichten, den verführerischen Reizen des Goldes vermochten die Puschlaver nicht zu widerstehen.

Die ersten, welche die gefahrvolle Reise wagten und ihren Landsleuten eine reiche Verdienstquelle erschlossen, waren Johann Chiavi, Sohn des Johann, Thomas Rada, genannt „il Romano", Sohn des Josef, Johann Lardi des Jakob, Karl Lardi des Johann und ein gewisser Anton Zala aus Brusio. Sie sagten im Jahre 1855 ihrer Heimat und ihren Lieben zum letztenmal Lebewohl, als gingen sie dem sichern Tode entgegen, und reisten nach Hamburg, wo sie sich nach Australien einschifften.

In Australien angekommen, trafen sie mit andern Pusch-

---

[12] Nach Mitteilungen von HH. Pfarrer Josef Chiavi, geb. 1837, † 1917.

lavern zusammen, die nach ihnen abgereist waren, das gemeinsame Ziel aber vor ihnen erreicht hatten. Man kann sich die Verwunderung jener leicht vorstellen beim Antreffen von Landsleuten, die sie tausend Meilen fern in der Heimat glaubten. Die tückische See hatte ihnen diesen Streich gespielt.

Im Jahre 1856 zog[13] ein neuer Trupp von 16 auserlesenen, kräftigen und unternehmungslustigen Burschen nach Australien. Was für ein Wagestück damals eine Reise nach Australien bedeutete, zeigen in anschaulicher Weise die Abenteuer und Zwischenfälle, die der wackern Reisegesellschaft unterwegs zustießen.

Von Poschiavo aus reisten die Auswanderer zuerst zur Beglaubigung ihrer Reisepässe nach Bern und von dort nach Basel. Dort bestiegen sie ein größeres Boot, fuhren den Rhein hinab, an Mannheim vorbei nach Rotterdam. Hier passierte der Reisegesellschaft ein kleiner Zwischenfall, der sie für einen Augenblick aus dem langweiligen Einerlei der Reise in eine heitere Stimmung versetzte. Es befand sich nämlich unter den Auswanderern ein Schneider, der sich, um seine Kunst zu ehren, einen Mantel angefertigt hatte, der, sei es wegen der Eleganz des Schnittes oder der Seltenheit des Stoffes, Gegenstand der Bewunderung war, — kurz, unser Schneiderlein hielt viel auf sein Meisterstück. Seine Reisegefährten, deren Gewandung sich im Vergleich zu der des Schneiders armselig ausnahm, betrachteten den Mantel mit heimlichem Neide. Nun geschah es, daß das Schneiderlein seinen kostbaren Mantel irgendwo an einem Haken aufhing, über dem ein Käfig mit einem Papagei schwebte. Während nun unsere Reisegesellschaft es sich gemütlich sein ließ, hatte der Papagei den prächtigen Mantel mit dem Samtkragen erblickt und begann nun mit dem Schnabel wunderliche Hieroglyphen darauf anzubringen. Nach der Unterhaltung wollte der Schneider seinen Mantel vom Hacken herunternehmen — doch welch ein Schrecken! Der Mantelkragen hatte nicht mehr die Form eines Kragens, er sah vielmehr aus wie ein Sieb. Groß war die Schadenfreude der Reisegefährten über den gelungenen Streich, der an dem vielbeneideten Mantel Gerechtigkeit geübt hatte.

---

[13] Nach Mitteilungen von Hans (Giov.) Semadeni, † Sept. 1913 im Alter von 77 Jahren.

Frohen Mutes schiffte sich nun die Gesellschaft nach Hull in England ein, wo sie nach 60 Stunden schwieriger Fahrt glücklich ankam; von dort aus brachte sie die Eisenbahn nach Liverpool. So befanden sie sich 14 Tage nach ihrer Abreise von Puschlav endlich im Einschiffungshafen. Sie glaubten nun, sofort in See stechen zu können, doch — das Schiff, das sie hinübertragen sollte, stand nicht bereit und die Reisenden mußten wohl einen Monat in jener Stadt verweilen. Die Schiffahrtsgesellschaft war jedoch so großmütig, ihnen für die verlorenen Tage eine Entschädigung zu bezahlen. Endlich bestiegen sie das Schiff, doch bald sollte ihnen ein neues Abenteuer zustoßen. Im St. Georges-Kanal stieß das Schiff mit einem Küstenfahrzeug zusammen. Der Anprall war so gewaltig, daß das Küstenfahrzeug sofort sank und dem Passagierschiff dasselbe Schicksal drohte. In dem furchtbaren nächtlichen Wirrwarr, der darob entstand, sprangen die Auswanderer, die sich in den Kabinen fanden, mit einem Schreckensschrei aus den Betten; einer griff dabei nach einem Paar Hosen und lief hinauf aufs Deck. Während alles schrie, Hilferufe und Verwünschungen ausstieß, und auch er mitheulte, wollte er in seine Hosen schlüpfen — er zog und zog — umsonst, seine Hosen wollten nicht nachgeben. Da schaute er sich das Ding näher an und bemerkte, daß er in die Ärmel seines Rockes schlüpfen wollte! —

Das Schiff entging glücklich der furchtbaren Gefahr des Unterganges, setzte seine Fahrt fort und erreichte Melbourne. Die Meerfahrt dauerte damals 90 bis 120 Tage. Dies ist nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, daß man damals den Umweg um Afrika machen mußte und daß die Schiffe durch Segel getrieben wurden. Der Wind hat eben oft anderes zu tun, als in die Segel der Schiffe zu fahren. Heute verkürzen Dampfschiff und Suezkanal die Strecke bedeutend: in 35 Tagen kann man die Fahrt von Marseille nach Melbourne bequem machen.

Inzwischen gingen im Puschlav die ersten Nachrichten aus Australien um. Die unerhörten Gewinne, die in kurzer Zeit gemacht wurden, entfachten die Leidenschaft aller, und es entstand eine wilde, nie dagewesene Sucht auszuwandern. In einem Zeitraum von fünf Jahren reisten vom Dorfe Prada allein etwa 54 junge Männer ab.[14] Leonhardi schildert daher jene Gegend

[14] Vgl. Leonhardi, Das Poschiavinotal, S. 83.

als ein verlassenes Land, wo drei zurückgebliebene junge Männer sich unter 50 Mädchen ihre Lebensgefährtin wählen konnten.

Was für ein Gewerbe betrieb nun das so zahlreich ausgewanderte junge Volk in jenen fernen Landen? Die meisten drängten sich zu den Goldminen, in der Hoffnung, sich bereichern zu können. Tief im Erdinnern vergraben, gingen sie auf die Suche nach jenem geschätzten Metalle, das ihr Herzenstraum war und das ihnen mit seiner magischen Kraft die Armut vom Leibe fernhalten und sie, von allen angeneidet, der Heimat zurückgeben sollte. Manche hatten in den Minen die Launen des Glücks genugsam erfahren; sie sagten diesen Lebewohl für immer und suchten sich Arbeit in den Wäldern. Da mußten sie Bäume fällen, Kohle brennen, Holz oder Kohle wegführen. Die Arbeit war mühevoll und beschwerlich, aber gut bezahlt, und viele kamen auf diese Art zu Wohlstand, den sie in den Minen vergeblich gesucht hatten. — Andere verlegten sich auf den Landbau und Viehhandel, die wenigsten errichteten Geschäfte.

Bald machten sich im Puschlavertale, namentlich unter dem Bauernstande, die wohltuenden Wirkungen dieser Auswanderung fühlbar. Von Zeit zu Zeit kehrten die vom Glück Bevorzugten heim und brachten, wenn auch nicht übermäßigen, so doch genügenden Wohlstand heim und legten den Grund zu jenen wohlstehenden Bauernfamilien, die den Nerv unseres Volkes ausmachen. Mit dem Wohlstand brachten die nach Australien Ausgewanderten zugleich eine außergewöhnliche Arbeitslust nach Hause. Während die heimkehrenden Zuckerbäcker und Kaffeewirte den Landarbeiten durchweg abhold sind und ihre Tage lieber in süßem Nichtstun und unfruchtbarem Müßiggange verleben, können sich die nach Australien Ausgewanderten zumeist einer eisernen Gesundheit rühmen, sind arbeitslustig und fügen zu den gemachten Ersparnissen öfters noch neue hinzu. Wenn vor Jahren 14 Tage notwendig waren, um das Heu in der untern Squadra (unterhalb Poschiavo) zu mähen, so genügen heute zur gleichen Arbeit bei günstiger Witterung acht Tage. Mit Recht wurde also die Auswanderung nach Australien als ein wichtiger Faktor zur materiellen Hebung des Puschlavertales betrachtet.

Die Zahl der Puschlaver, die in den letzten Jahren nach Australien auswanderten, kann man füglich auf 200 festsetzen.

7. Nach England.[15]

Das Land, das in den Jahren 1870 bis 1890 die größte Anziehungskraft auf die Puschlaver ausübte, war England. Der erste Puschlaver, der gegen 1850 seine Schritte dorthin lenkte, war Anton Fanconi. Kurz darauf folgte ihm Johann Compagnoni, welcher sich nach Erlernung der Zuckerbäckerkunst von Frankreich nach England begab. Hier arbeitete er wohl zwei Jahre hindurch in seiner Wohnung, wo er Zuckerwaren für die Zuckerbäcker der Stadt herstellte. Er verehelichte sich dann mit einer Deutschen, tat auf eigene Rechnung ein Geschäft auf und ließ seine beiden Brüder Kaspar und Josef herbeikommen. Doch wollte das Geschäft nicht recht aufkommen, und Hans, der nach größerem Gewinne strebte, überließ das Geschäft seinen Brüdern und zog nach Australien. Die beiden Brüder Josef und Kaspar hielten es noch ein Jahr in ihrem Geschäfte aus, sahen dann aber ein, daß alle Ausdauer und Anstrengung fruchtlos sei. Sie schlossen daher ihr Geschäft, mieteten eine Backstube und fingen an, Zuckerwaren für Wiederverkäufer herzustellen. Im Jahre 1863 eröffneten sie neuerdings einen Kaufladen, doch nach elf Monaten fruchtlosen Versuchens gaben sie den Mut auf und lösten das gegenseitige Geschäftsverhältnis. Der ältere der Brüder nahm die Backstube wieder in Betrieb und behielt seinen Bruder als Arbeiter bei sich. So führten die ersten Versuche zu keinerlei Erfolg und waren eher dazu angetan, die Puschlaver Auswanderer zu entmutigen als anzuspornen.

Erst Hans Semadeni gab der Auswanderung nach England eine günstigere Wendung. Semadeni darf mit Recht als der Begründer dieser Auswanderung angesprochen werden. Als Jüngling von kaum 15 Jahren zog er nach Italien und trat als Aushilfe in die Drogerie „Secchi & Bosio" in Reggio Emilia ein. Sein Gehalt war nicht rosig: 16 Lire monatlich; das vierte Jahr erhöhte ihn sein Meister auf 22 Lire monatlich. Was sind aber 22 Lire monatlich für einen jungen Mann, der sich eine Lebensstellung schaffen will?

Semadeni war nunmehr 19 Jahre alt. Da er einsah, daß er auf diesem Wege sein Ziel schwerlich erreichen würde, be-

[15] Nach Mitteilung von Hans Semadeni, von dem hier die Rede ist.

gann er über seine Lage nachzusinnen. Da kamen ihm zufälligerweise Zeitungsnachrichten zu Gesicht über die Goldminen Australiens und die unermeßlichen, von kühnen Unternehmern angehäuften Schätze, und alsbald entschloß er sich, nach Australien auszuwandern. Er begab sich zu seinem Meister und bat ihn, seine Rechnung in Ordnung zu bringen. Dem Meister tat es weh, einen so wackern Jungen, dem er nun sein Vertrauen vollends geschenkt hatte, zu verlieren und zudem noch so plötzlich. Er suchte ihn daher zum Bleiben zu bewegen und stellte ihm die Verdoppelung seines bisherigen Gehaltes in Aussicht. Doch Semadeni hatte seinen Entschluß einmal gefaßt; er blieb dabei und antwortete ihm bloß: „Meister, wenn Sie glauben, daß ich diesen Lohn verdient habe, warum denn haben Sie ihn mir nicht früher gewährt?" Er verharrte unerschütterlich in seinem Entschlusse und schrieb an seinen Vater, er möchte für ihn einen Paß nach Australien ausstellen lassen. Der Vater, der es nicht über sich brachte, seinen Sohn so weit fortziehen zu lassen, antwortete ihm mit einer frommen Lüge, es sei unmöglich, einen Reisepaß nach so fernen Ländern zu erhalten, und er ermahnte ihn, an seiner Stelle zu verbleiben. Daraufhin reiste Semadeni unverzüglich nach Poschiavo und drei Wochen später schiffte er sich in Gesellschaft von etwa 15 jungen Männern nach Australien ein. In Melbourne stieg er ans Land und zog nach den Minen von Ovens, wo er nach zwölf Tagen mühevoller Reise durch eine unwegsame und wasserarme Wildnis ankam; er hatte eine Strecke von etwa 200 Meilen zurückgelegt. In Beechwourth begegnete er Männern, die aussahen, als wären sie mit weißem Mehlstaub gepudert. Sollte er, der sich endlich im Goldland angekommen wähnte, sollte er sich im Lande der Müller befinden? Während die Befürchtung, schmählich übertölpelt worden zu sein, ihm keine Ruhe ließ, traf er zufällig einen Mann, der der italienischen Sprache kundig war. Nun war das Rätsel bald gelöst: der weiße Staub, der wie Mehl aussah, war nichts anderes als ganz feiner, weißer Staub aus den Minen. Semadeni erkundigte sich über den Betrieb in den Goldminen; dann verkaufte er seine Uhr und mit dem Geld, das er einigermaßen entbehren konnte, kaufte er sich ein Los. Voller Zuversicht stieg er in den dunkeln Erdschacht hinab auf die Goldsuche. Doch, hatte ihm die glühende Phantasie verheißungs-

volle Träume vorgegaukelt und unermeßlichen Reichtum versprochen, so belehrte in die kalte und grausame Wirklichkeit bald eines andern. Der Gewinn, der ihm aus der Goldgräberei zufloß, war ein so armseliger, daß er nicht einmal zur Beschaffung des täglichen Brotes hinreichte. Um sich wenigstens mit Hilfe anderer durchzubringen, machte sich Semadeni zum Koch. Das bequeme Leben in der Küche brachte ihm mehr ein als das mühevolle Arbeiten in den Minen. Trotzdem hatte ihn das Goldgräberfieber noch in der Gewalt, gleichwie das Spielfieber den Hasardspieler. Kaum hatte er sich wieder etwas Geld erübrigt, so wurde er wieder Goldgräber. Doch wollte das launische Glück auch diesmal seine Ausdauer nicht belohnen, noch wollte es Mitleid haben mit seinem Elend und in kurzem befand er sich wieder in der traurigsten Not.

Da kam ein Sommer der Trockenheit und Dürre, und das Wasser fing an zu mangeln in jenen von der Glut der Sonne verzehrten Landstrichen, so daß man es um einen hohen Preis kaufen mußte. Semadeni verstand es, aus dieser allgemeinen Not seinen Vorteil zu ziehen. Mit den letzten ihm verbliebenen Schillingen kaufte er sich ein abgemagertes Roß, mietete sich einen Karren samt einem Faß und wurde, was er sich vor Jahren nicht hätte im Traume einfallen lassen, ein Wasserverkäufer. Das Geschäft erwies sich als lohnend, so daß Semadeni sich mit dem daraus verdienten Geld ein zweites Pferd und einen zweiten Karren anschaffen und so sein Gewerbe einträglicher machen konnte. Die Dürre hielt an, und das Wasser stieg im Preise zur Zufriedenheit Semadenis und zum Ärger der armen Goldmacher. Aber nicht einmal hier blieb ihm Fortuna auf die Dauer hold.

Eines Tages zog der Wasserverkäufer zu den Minen. Tief blau wölbte sich der Himmel über das von den glühenden Sonnenstrahlen verzehrte Land. Die Schwüle der Luft drückte unheimlich. Mutig zog Semadeni unter der sengenden Glut der Sonne dahin, seine Rosse antreibend. Schon erfreute er sich am Gewinne, den er aus der kostbaren Ladung zu erzielen hoffte. Kaum war er jedoch zu den Minen angelangt, da überzog sich der Himmel mit schwarzem Gewölk, der Donner rollte und rollte unheimlich, zuckende Blitze leuchteten grell auf, und in Schleusen goß es herab. Leicht kann man sich die Heiterkeit der

Minenarbeiter vorstellen, denen der Himmel so billiges Wasser schenkte, und die Spottreden, mit denen sie den armen Semadeni überhäuften, dem sogar der Himmel eine so rücksichtslose, unüberwindliche Konkurrenz entgegenstellte.

Nachdem Semadeni sich vor der Regenflut in Sicherheit gebracht, sann er über die Unbeständigkeit der irdischen Dinge nach und mit Schmerzen auch über die Ladung Wasser, die, anstatt seine Taschen mit Geld zu füllen, ihn zur Zielscheibe fremder Witze gemacht hatte. Als das Unwetter nachgelassen, wagte er sich schüchtern hervor, seinen Karren mit den Fässern zu suchen. Diese waren jedoch mit dem Wasser abgezogen, das in Bächlein, ja in Strömen zur Ebene hinunterlief. Mit Hilfe der durch den Wasserverkauf erworbenen Ersparnisse versuchte Semadeni nochmals das Goldgräberglück; diesmal war ihm Fortuna hold und nachdem er endlich einmal seinen Vermögensbestand sichergestellt hatte, beschloß er, sich nicht weiteren Gefahren auszusetzen. Er brachte seine Siebensachen in Ordnung und reiste nach Melbourne ab, um in die Heimat zurückzukehren. Kaum war er in Melbourne angelangt, da erreichte ihn die Nachricht, daß in den von ihm verlassenen Minen glückliche Funde gemacht worden seien. Doch war das Mißtrauen, das er gegen die Goldgräberei hegte, so groß, daß er die Zeitungen, die solche Nachrichten brachten, nicht einmal lesen wollte, um nicht von neuem in Versuchung zu kommen, Goldgräber zu werden. So reiste er von Australien ab, der Heimat zu.

In London hielt er sich eine Woche lang auf, um die Riesenstadt zu besichtigen. Dann setzte er nach Frankreich über, um seinen Bruder, der in Charleville eine Zuckerbäckerei besaß, zu besuchen. Er verweilte mehrere Tage bei ihm und konnte erfahren, wie sein Bruder, ohne sich großen Strapazen und Gefahren auszusetzen, zu einem hübschen Vermögen gekommen war. Obschon Semadeni damals das dreißigste Lebensjahr erreicht hatte, entschied er sich dennoch für die gleiche Laufbahn. Er ließ seinen Plan heimzukehren, fallen und trat als Lehrling in das Geschäft seines Bruders ein. Nach beendigter Lehrzeit ließ er sich in einer Zuckerbäckerei von Maubeuge weiter ausbilden. Wie er nun bei sich Vergleiche zog zwischen den anspruchsvollen Franzosen, deren Gaumen so schwer zu befriedigen ist, und den genügsamen Engländern, da fand er,

daß wer den verwöhnten Gaumen der Franzosen zu befriedigen imstande sei, viel eher noch den Gaumengelüsten der Engländer zu genügen verstände. Kurz darauf zog er denn auch in das weiße Albion hinüber und ließ sich in London nieder, wo er die Stelle eines Zuckerbäckers am Restaurant Verry annahm. Er wagte es nicht, ein eigenes Geschäft zu eröffnen, ehe er sich nicht einen reichen Schatz von Erfahrungen gesammelt; er wollte sich vor Enttäuschungen bewahren. Als er sich für fähig hielt, etwas auf eigene Faust zu unternehmen, schlug er im Jahre 1868 in Brighton ein eigenes Geschäft auf. Der Kassabestand betrug am Tage der Eröffnung des Geschäftes 30 Sterling. Zwei Engländer und ein Franzose wurden im Geschäfte angestellt. Das erste Geschäftsjahr floß zwischen Hoffen und Bangen dahin. Es kam der Tag, der Aufschluß gibt über die Existenzfähigkeit und Rentabilität eines Geschäftes, der Tag der Bilanzaufnahme. Nach Abschluß der Rechnungen und des Inventars ergab sich für Semadeni ein Vermögensstand von 4 Sterling in bar und 22 Sterling in Waren! Der so reichlch vergossene Schweiß, die in banger Furcht durchlebten Stunden hatten ihm nichts eingebracht; all die rosigen Hoffnungen waren wie der Rauch im Winde verflogen! Andere wären unter diesen Umständen mutlos geworden, hätten das Geschäft zugemacht und einem so undankbaren Beruf Lebewohl gesagt. Nicht so Semadeni. Mit hartnäckiger Ausdauer trotzte er dem feindlichen Geschick; er wußte gut genug, daß sich das launische Glück nur auf diese Art umstimmen läßt. Seine Voraussetzung täuschte ihn nicht; denn nach der zweiten Bilanz stellte sich ein Reingewinn von 80 Sterling heraus. Da er nun überzeugt war, daß sein Geschäft nicht nur lebensfähig sei, sondern sich auch als einträglich erweisen werde, ließ er Landsleute nach England kommen und verschaffte diesen Gelegenheit zu Arbeit und Verdienst. Als wahrer Freund seines Volkes machte er keinen Unterschied zwischen Reformierten und Katholiken, wie dies in Spanien geschah, sondern er suchte den einen und den andern nützlich zu sein mit der nämlichen Selbstlosigkeit und Zuneigung, indem er das Wohl des ganzen Volkes und nicht nur einer Klasse von Bürgern im Auge hatte. Als er im dritten Jahre sah, daß das Geschäft gut arbeitete, überkam ihn die Lust, die Bilanz schon nach den ersten sechs Monaten vorzunehmen, und er fand sich

über das Ergebnis außerordentlich befriedigt. Klugerweise verschweigt die Geschichte, wieviel er verdient hat; sie läßt uns nur erfahren, daß die Einnahmen in dieser kurzen Zeit viel viel größer waren als in den vorhergegangenen zwei Jahren.

So waren denn die Mühen und Arbeiten Semadenis mit reichlichem Erfolg gekrönt. Die Tücken eines feindlichen Schicksals, das ihm jahrelang Hemmnisse in den Weg legte, waren zunichte geworden.

Da Semadeni sich nun in einer gesicherten Lebensstellung befand, die ihm auch genügende Mittel für den Unterhalt einer Familie bot, verehelichte er sich. Er verdoppelte seinen Geschäftseifer, und der Erfolg wuchs zusehends. Acht Jahre und zwei Monate nach seiner Geschäftseröffnung in Brighton überließ er den Betrieb des Ganzen einem zuverlässigen Geschäftsführer und kehrte in seine Heimat zurück, um in stiller Zurückgezogenheit die Früchte seiner Arbeiten und Anstrengungen zu genießen.

Vom Erfolge Semadenis verlockt, zogen viele Puschlaver Zuckerbäcker von Frankreich nach England hinüber und gründeten dort blühende Geschäfte. Bis in die neueste Zeit brachte die Auswanderung nach England dem Puschlavertale am meisten ein, besonders seitdem das hohe Agio beim Geldwechseln den Bezug von Geld aus Spanien und Italien beinahe verunmöglichte.

In den ersten 20 Jahren seit Beginn der Auswanderung nach England, d. h. von 1868 bis 1888, sind wohl über 300 Puschlaver nach jenem Lande gezogen, um sich dort Arbeit und Verdienst zu suchen. Heute sind ganz England und Schottland von Zuckerbäckereien, Cafés und Wirtschaften, die in den Händen von Puschlavern sind, übersät; an der Südküste sind solche wohl in jeder Stadt zu finden. Semadeni allein zog mehr denn 40 junge Männer nach England, denen er ratend zur Seite stand, solange sie bei ihm angestellt waren und die er später, wenn sie ein eigenes Geschäft gründeten, tatkräftig unterstützte. Aus diesem Grunde wird er mit Recht als der Vater der Puschlaver Auswanderung nach England betrachtet.

Schluß.

Die letzte Auswanderung der Zeitfolge nach ist jene nach dem Orient; sie ist jedoch noch im Versuchsstadium und verspricht bis jetzt nicht den Erfolg der andern. Es möge hier bloß

angedeutet werden, daß sich auch im Reiche des türkischen Sultans, selbst in seiner Hauptstadt Konstantinopel, Puschlaver niedergelassen haben.

Zu diesen Auswanderungen, die das Ergebnis reiflicher Überlegung und wohldurchdachter Pläne waren, kommen noch jene hinzu, die hin und wieder von Leuten unternommen werden, denen die Erde unter den Füßen zu heiß wird und die, gleich dem Ewigen Juden, ein stetes Bedürfnis fühlen, von einem Land ins andere zu wandern; zu dieser Klasse von Auswanderern sind jene zu rechnen, die als Kolonialsoldaten in China oder Afrika gekämpft haben. Andere haben sich auf einem Ozeandampfer anstellen lassen und finden ihre Lust darin, die Erde zu umsegeln; wieder andere sind verschollen und haben nicht einmal eine Spur von sich hinterlassen.

Nach dieser kurzen Darstellung der Puschlaver Auswanderung drängt sich uns von selbst die Frage auf: Wie groß ist die Zahl der im Ausland lebenden Puschlaver? Niemand ist imstande, auf diese Frage eine zuverlässige und genaue Antwort zu geben; wer könnte die vom Winde aufgewirbelten Stäubchen alle zählen? Eine annähernd zutreffende Angabe über die Zahl der im Auslande lebenden Puschlaver Bürger können uns bloß die amtlichen Zivilregister geben. Nach diesen wurden vom Jahre 1863 bis Ende 1892 930 Heimatscheine und 1768 Reisepässe ausgestellt, im ganzen also für 2698 Auswanderer. Diesen müssen ferner noch 157 andere, die in den obgenannten Pässen nicht inbegriffen sind, beigezählt werden. Somit würde die Gesamtziffer aller, die mit amtlichen Papieren versehen aus dem Puschlav in die Fremde zogen, die Höhe von 2855 erreichen. Außer diesen gibt es noch eine Menge solcher, die das Land verlassen, ohne die Zivilbehörden irgendwie zu behelligen. Man darf deshalb die Zahl der in den letzten 30 Jahren Ausgewanderten auf ungefähr 3000 ansetzen; von diesen dürften 1500 als gegenwärtig im Ausland wohnend betrachtet werden.

Interessant ist auch die Zusammenstellung der verschiedenen Berufsarten, welche von den Ausgewanderten ausgeübt wurden. Das amtliche Paßverzeichnis zählt alle möglichen Berufe auf, wie: Private, Besitzende, Handeltreibende, Kaffeewirte, Zuckerbäcker, Arbeiter ohne nähere Bezeichnung, Minenarbeiter, Taglöhner, Handlanger, Dienstleute, Bäcker, Drogenhändler, Likör-

fabrikanten, Schmiede, Schuhmacher, Waffenschmiede, Mechaniker, Direktoren, Kellner, Portiers, Köche, Schneider, Schneiderinnen, Erzieherinnen, Lehrerinnen, Studenten, Ingenieure, Ärzte, Geistliche, Lehrer, Professoren, Metzger, Kürschner, Kupferschmiede, Flaschner, Steinmetze, Glaser, Maler, Photographen, Apotheker, Bierbrauer, Gastwirte, Gärtner, Dienstmänner, Wegmacher, Mäkler, Matrosen, Goldschmiede, Angestellte, Schleifer, Händler, Musikanten! Wieviele und was für Berufe! Man kann wohl sagen, daß es keinen Zweig der menschlichen Tätigkeit gibt, in welchem sich unsere Auswanderer nicht versucht hätten.

Auch heute noch ist der Drang zum Auswandern dem Puschlavervolke angeboren. Auf den Knien der Mutter hört das Kind reden vom Onkel in Australien, vom Vetter in England, vom Bruder in Frankreich, und es bildet sich in seinem Kopfe die Vorstellung, man müsse auswandern, wenn man etwas werden wolle. Die Schule läßt diese Vorstellung zur Überzeugung werden; die schönen Bauten, welche das Kind aus dem aus dem Auslande hergebrachten Geld erstehen sieht, lassen in ihm den schon längst gehegten Plan vollends zur Reife gelangen. Kaum haben die Puschlaver Knaben und Mädchen das 15. Lebensjahr erfüllt, so ziehen sie in die Fremde. Sie gleichen den jungen Zugvögeln, die, nachdem sie sich kaum einigermaßen flugsicher fühlen, vom Neste, das sie zur Welt kommen sah, und von den Eltern, die sie sorglich ernährt, Abschied nehmen, um dann nach allen Himmelsrichtungen auseinander zu fliegen. Werden sie wiederkehren? Kehren vielleicht alle Schwalben wieder, die beim Herannahen des Herbstes das Nest, das sie zur Welt kommen sah, verlassen? O nein! Viele verfangen sich in den Netzen, viele fallen auf der langen Reise erschöpft zur Erde nieder, andere werden die Beute der Raubvögel, andere hinwieder sterben altersschwach in irgend einem verborgenen Erdenwinkel, und wieder andere gibt es, die das Nest, in dem sie auf die Welt kamen, vergessen haben und nicht mehr daran denken.[16]

---

[16] Leonhardi, Das Poschiavinotal, Leipzig 1859, S. 75, schrieb im Jahre 1858: „Von denjenigen, welche 1825 die reformierte Schule besuchten, wanderten 202 Knaben aus. Davon sind 27 gestorben; von 15 hat man keine Nachrichten; 26 kehrten nach kurzer Zeit ins Vaterland zur alten Beschäftigung zurück; 62 leben in verschiedenen Städten

Unsere Jungen ziehen in die Fremde: wieviele Kreuz- und Querfahrten, welche Abenteuer und Erlebnisse, wieviele Tränen! Es gilt also auch für die Puschlaver, was der Chef des Auswanderungsamtes, J. Möhr, am Schluß seiner Arbeit über Auswanderung (Monatsblatt 1916, S. 343) sagt:

Die Auswanderung ist auch heute noch ein gewagtes Unternehmen, das wohl überlegt sein will und das niemand, ohne schwerwiegende Gründe dafür zu haben, ausführen sollte. Nicht jedem erlauben es die Mittel, in den mit allem Luxus ausgestatteten Kabinen der ersten Schiffsklasse übers Meer zu reisen; die meisten müssen froh sein, wenn sie in zweiter oder dritter Klasse statt im Zwischendeck fahren können. Auch ist der Auswanderer trotz aller staatlicher und privater Fürsorge schließlich auf sich selbst angewiesen. „Hilf dir selbst" ist ein hartes Wort unter fremden Menschen, andern Sitten, bei neuer Arbeitsweise; auch fehlt dem Schweizer fern der Heimat der traute Gruß und der warme Händedruck. Das alte Sprichwort: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" hat auch heute noch seine Berechtigung für viele, aber lange nicht mehr für alle unserer Landsleute. Manche wollen, andere *müssen* in die Welt hinaus; jener geht froh und heiter, dieser mit schwerem Herzen. Wir kennen oft die Beweggründe nicht, welche die Mitbürger zum Verlassen unserer Berge veranlassen, was sie aber auch hinaustreiben mag die Wanderer alle, wer wollte ihnen nicht Glück und Heil auf den Weg wünschen und hoffen, daß sie, die aus der Rüstkammer der Heimat gute Waffen der Bildung und Erziehung mitnehmen, diese in einer Weise gebrauchen, daß man an ihrem hellen Klang erkenne: „Schweizerkraft und Schweizertreue!"

---

in armseligem Zustande; 25 befinden sich in ziemlich günstigen Umständen; 12 haben ein schönes Vermögen erworben. Das Schicksal von den 34 zuletzt Ausgewanderten ist noch unbekannt. Aus der katholischen Gemeinde sind seit 1841 schon 307 Individuen ausgewandert. Davon starben 11 bald, ohne Vermögen zu hinterlassen; 26 kehrten bald in die Heimat zurück mit wenig Erfolg; 26 erwarben kein Vermögen; 35 erwarben ein mittelmäßiges Vermögen; 29 befinden sich in guten Umständen; 16 von den letzern werden wahrscheinlich nicht mehr in die alte Heimat zurückkehren. Von 157 ist das Schicksal noch unbekannt.